

Wer reich und mächtig ist, ist gut. Die Tyrannie der Leistung und die Politik der Demütigung

Von Michael Sandel

In den vergangenen vier Jahrzehnten haben meritokratische Annahmen ihren Zugriff auf das öffentliche Leben demokratischer Gesellschaften immer mehr verstärkt. Selbst als die Ungleichheit riesige Ausmaße erreichte, hat die kulturelle Öffentlichkeit die Vorstellung verschärft, dass wir für unser Schicksal selbst verantwortlich sind und verdienen, was wir bekommen. Es sieht fast so aus, als hätten es die Globalisierungsgewinner nötig, sich selbst und alle anderen davon zu überzeugen, dass diejenigen, die oben stehen, ebenso wie diejenigen, die unten sitzen, dort gelandet sind, wo sie hingehören. Damit sehen wir Erfolg in einer Weise, wie die Puritaner Erlösung betrachteten – nicht als etwas, das von Glück oder Gnade abhängig ist, sondern als etwas, das wir uns durch eigene Anstrengung und Mühe verdienen. Das ist der Kern der meritokratischen Ethik. Sie röhmt die Freiheit – die Fähigkeit, mein Schicksal vermöge harter Arbeit zu steuern – und die Verdienste. Wenn ich dafür verantwortlich bin, dass ich einen hübschen Anteil weltlicher Güter angehäuft habe – Einkommen und Vermögen, Macht und Prestige –, dann muss ich mir das verdient haben. Erfolg ist ein Zeichen der Tugend. Mein Wohlstand steht mir zu.

Diese Denkungsart gibt einem Kraft. Sie ermutigt die Menschen, sich selbst als verantwortlich für ihr Schicksal anzusehen – und nicht als Opfer von Kräften außerhalb ihrer Kontrolle. Doch sie hat auch eine Kehrseite. Denn je mehr wir uns für eigenverantwortlich und autark halten, desto unwahrscheinlicher ist es, dass wir uns um das Schicksal derer kümmern, die weniger begünstigt sind. Wenn mein Erfolg mein eigenes Werk ist, muss deren Scheitern ihr Fehler sein. Diese Logik wirkt sich zersetzend auf die Gemeinschaft aus. Eine zu anspruchsvolle Vorstellung von persönlicher Verantwortung für unser Schicksal behindert uns, uns in andere hineinzuversetzen.

Es ist verführerisch, diesen Triumph von Können und Leistung auf die säkulare Neigung unserer Zeit zurückzuführen. Wenn der Glaube an Gott zurückweicht, gewinnt das Zutrauen in menschliches Handeln an Kraft; je mehr wir uns selbst als selbstermächtigt und autark konzipieren, desto weniger Gründe haben wir, für unseren Erfolg Verpflichtung oder Dankbarkeit zu empfinden. Doch selbst heutzutage sind unsere Einstellungen gegenüber dem Erfolg nicht so unabhängig vom Glauben an eine Vorsehung, wie wir manchmal glauben. Die Vorstellung, wir seien frei handelnde Menschen, die imstande sind, aus eigener Kraft aufzusteigen und erfolgreich zu sein, ist nur ein Aspekt der Meritokratie. Ebenso wichtig ist die Überzeugung, dass diejenigen, die Erfolg haben, dies auch verdient haben. Dieser den Sieg betonende Aspekt der Meritokratie führt bei den Gewinnern zu Überheblichkeit, bei den Verlierern zu Demütigung. Er spiegelt einen Rest des Glaubens an die Vorsehung wider, der im moralischen Vokabular säkularer Gesellschaften fortbesteht. „Der Glückliche begnügt sich selten mit der Tatsache des Besitzes seines Glückes. Er hat darüber hinaus das Bedürfnis: auch noch ein Recht darauf zu haben. Er will überzeugt sein, dass er es auch ‚verdiene‘; vor allem: im Vergleich mit andern verdiene. Und er will also auch glauben dürfen: dass dem minder Glücklichen durch den Nichtbesitz des gleichen Glückes ebenfalls nur geschehe, was ihm zu kommt.“¹

¹ Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 1, Tübingen 1986, S. 237.
Sandel - Wer reich und mächtig ist, ist gut. Die Tyrannie der Leistung (Blätter)

Der Erfolg bescheinigt die Tugend

Die herrschende Tyrannie der Leistung geht zumindest teilweise aus diesem Impuls hervor. Die säkulare meritokratische Ordnung von heute lädt den Erfolg in einer Weise mit Moral auf, die den Nachhall eines früheren Glaubens an die Vorsehung bildet: Obwohl die Erfolgreichen ihre Macht und ihren Reichtum keiner göttlichen Intervention verdanken – sie steigen dank der eigenen Anstrengungen und harter Arbeit auf –, spiegelt ihr Erfolg ihre überlegene Tugend wider. Die Reichen sind reich, weil sie es mehr verdienen als die Armen. Der den Sieg betonende Aspekt der Meritokratie ist eine Art von Vorsehungsglaube ohne Gott, zumindest ohne einen, der sich in das Leben der Menschen einmischt. Die Erfolgreichen schaffen es aus eigener Kraft, doch ihr Erfolg bescheinigt ihre Tugend. Diese Denkungsart erhöht die moralischen Einsätze des ökonomischen Wettbewerbs. Sie heiligt die Gewinner und verunglimpt die Verlierer.

Und obwohl die calvinistischen Vorstellungen von Prädestination und angeborener menschlicher Sündhaftigkeit wegfielen, bestand das Denken in Kategorien der Vorsehung weiter, wie der Kulturhistoriker Jackson Lears erklärt. Für Calvin und die Puritaner waren „im Angesicht Gottes alle gleich“. Da niemand Verdienste hatte, musste Erlösung von Gottes Gnade abhängen. „Doch als liberalisierende Theologen die Fähigkeit des Menschen, sich selbst zu retten, zu betonen begannen, bedeutete Erfolg immer mehr eine Konvergenz von persönlichem Verdienst und dem Plan der Vorsehung. Allmählich und stockend, aber unverkennbar wurde der protestantische Glaube an die Vorsehung zu einem Weg, spirituelle Billigung für den wirtschaftlichen Status quo bereitzustellen. [...] Implizit segnete die Vorsehung Ungleichheiten des Wohlstands ab.“² Lears sieht in der öffentlichen Kultur Amerikas einen ungleichen Wettbewerb zwischen einer Ethik des Zufalls und einer stärker auftretenden Ethik des Könnens. Die Ethik des Zufalls ist sich der Dimensionen des Lebens bewusst, die über das Verständnis und die Kontrolle des Menschen hinausgehen. Sie sieht, dass der Kosmos Leistung nicht zwangsläufig mit Belohnung zur Deckung bringt. Sie lässt Raum für Mysterien, Tragödien und Demut. Es ist dies die Einsicht aus dem Buch des Predigers *Salomo*: „Wiederum sah ich, wie es unter der Sonne zugeht: Zum Laufen hilft nicht schnell sein, zum Kampf hilft nicht stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichtum hilft nicht klug sein; dass einer angenehm sei, dazu hilft nicht, dass er etwas gut kann, sondern alles liegt an Zeit und Glück.“³

Nur der Mensch entscheidet über sein Vermögen

Doch die Ethik des Könnens stellt „die Entscheidung des Menschen in den Mittelpunkt der spirituellen Ordnung“.⁴ Das schließt keinen Verzicht auf Gott ein, sondern bedeutet eine Umformung seiner Rolle in der Vorsehung. Wie Lears zeigt, geht die Ethik des Könnens und der Kontrolle aus dem Inneren des evangelikalen Protestantismus hervor und gewinnt schließlich die Vorherrschaft. Sie führt zu einer Verlagerung von „einem Pakt der Gnade zu einem Pakt der Werke, wie Luther enthüllt hat“. Mitte des 18. Jahrhunderts „waren die fraglichen Werke keine heiligen Rituale (wie im traditionellen Katholizismus), sondern säkulare moralische Bestrebungen“.⁵ Doch diese säkularen Bestrebungen leiteten ihre Tugend immer noch aus einem Plan der Vorsehung ab. „Laut dem protestantischen Glauben beherrschte die Vorsehung immer noch alles. [...] Doch die Menschen konnten sich frei entscheiden, an der Entfaltung von Gottes Plan teilzunehmen; sie konnten sich irgendwie mit der Entfaltung von Gottes Plan in

² Jackson Lears, *Something for Nothing: Luck in America*, New York 2003, S. 34.

³ Ebd., S. 57-62 mit Zitat aus Prediger Salomo/Kohelet 9,11.

⁴ Lears, *Something for Nothing: Luck in America*, S. 60.

⁵ Ebd., S. 76.

Einklang bringen. Die evangelikale Rationalität brachte den Glauben an eine alles überwölbende Vorsehung mit einer beispiellosen Feier menschlicher Anstrengung ins Gleichgewicht.“⁶

Die Vereinigung menschlichen Strebens mit der Billigung durch die Vorsehung verschaffte der Meritokratie ungeheuren Auftrieb. Sie verbannt die Ethik des Zufalls und verspricht, weltlichen Erfolg mit moralischem Verdienst in Einklang zu bringen. Lears sieht darin einen moralischen Verlust: „Eine Kultur, welche auf eine geringere Verantwortung des Einzelnen, das Schicksal zu meistern, bedacht ist, könnte vielleicht umfassender, großzügiger und barmherziger sein.“ Eine schärfere Wahrnehmung der unvorhersagbaren Natur des Zufalls und des Schicksals „könnte vom Glück begünstigte Menschen dazu ermutigen, sich ihr eigenes Unglück vorzustellen und die Arroganz des meritokratischen Mythos zu überwinden – anzuerkennen, wie launenhaft und unvorhersagbar Menschen das bekommen, was sie verdienen“.⁷ Lears bewertet den moralischen und gesellschaftlichen Schaden mit starken Worten: „Die Überheblichkeit dieser eine Vorherbestimmung unterstellenden Sicht liegt in ihrer Neigung, das Säkulare zu heiligen, und in ihrer oberflächlichen Versicherung, dass wir nicht nur alle Teil eines göttlichen – oder ‚evolutionären‘ – Plans sind, sondern auch, dass wir diesen Plan in vorherrschenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Regelungen und sogar im Ergebnis globaler Machtkämpfe am Werk sehen.“⁸

Die Vorstellung, es sei vorherbestimmt, dass die Menschen bekommen, was sie verdienen, klingt in der zeitgenössischen öffentlichen Debatte nach. Sie tritt in zwei Versionen auf – die eine ist anmaßend, die andere strafend. Beide Versionen schreiben uns einefordernde Art der Verantwortung für unser eigenes Schicksal zu – sei es erfolgreich oder elend.

Die Finanzkrise von 2008 lieferte ein bemerkenswertes Beispiel für die Überheblichkeit, die sich aus dem Glauben an die Vorherbestimmung ergibt. Das riskante und gierige Verhalten der Wall-Street-Banker hatte die Weltwirtschaft an den Rand einer Kernschmelze gebracht, was umfangreiche Rettungsmaßnahmen auf Kosten der Steuerzahler erforderlich machte. Noch während Hausbesitzer und normale Unternehmen darum kämpften, wieder auf die Beine zu kommen, genehmigten sich führende Banker der Wall Street schon wieder zig Milliarden Dollar an Boni. Auf die Frage, wie er derart üppige Zahlungen angesichts der öffentlichen Empörung rechtfertigen könne, erwiderte Lloyd Blankfein, CEO von Goldman Sachs, er und seine Kollegen würden „Gottes Arbeit verrichten“.⁹

Die strafende Version des Glaubens an das Werk der Vorsehung wurde zuletzt von einigen christlichen Konservativen nach verheerenden Wirbelstürmen und anderen Katastrophen ausgesprochen. Als der Hurrikan „Katrina“ 2005 die Stadt New Orleans verwüstete, erklärte Reverend Franklin Graham, der Sturm sei die göttliche Vergeltung für eine „lasterhafte Stadt“, bekannt für den Mardi Gras, „sexuelle Perversion“, Orgien und andere sündige Aktivitäten.¹⁰ Als 2009 ein Erdbeben in Haiti mehr als 200 000 Todesopfer forderte, führte der Fernsehprediger Pat Robertson die Tragödie auf einen Pakt mit dem Teufel zurück, den haitische Sklaven angeblich geschlossen hatten, als sie 1804 gegen Frankreich rebellierten.¹¹

Wenige Tage nach der Terrorattacke auf das World Trade Center in New York City am 11.

⁶ Ebd.

⁷ Ebd., S. 22.

⁸ Ebd.

⁹ John Arlidge und Philip Beresford, „Inside the Goldmine“, in: „The Sunday Times“, 8.11.2009.

¹⁰ Graham zit. in: Hurricane Katrina: Wrath of God? in der Sendung „Morning Joe auf NBC News“, 5.10.2005, www.nbcnews.com.

¹¹ Robertson zit. in Dan Fletcher, Why Is Pat Robertson Blaming Haiti?, in: „TIME“, 14.1.2010.

Sandel - Wer reich und mächtig ist, ist gut. Die Tyrannei der Leistung (Blätter)

September 2001 deutete Reverend Jerry Falwell bei einem Auftritt in Robertsons christlichem Fernsehprogramm den Angriff als Gottes Vergeltung für Amerikas Sünden: „Die Abtreibungsbefürworter haben eine Bürde auf sich geladen, weil Gott seiner nicht spotten lässt. Und wenn wir 40 Millionen unschuldige Babys zerstören, erzürnen wir Gott. Ich glaube wahrhaftig, dass die Heiden und die Abtreibungsbefürworter und die Feministen, die Schwulen und die Lesben, die aktiv daran arbeiten, daraus einen alternativen Lebensstil zu machen, die A.C.L.U. [American Civil Liberties Union – Amerikanische Vereinigung für Bürgerrechte] ... ihnen allen, die versucht haben, Amerika zu säkularisieren, ihnen allen zeige ich mit dem Finger ins Gesicht und sage: ,Ihr habt dazu beigetragen, dass dies geschehen ist.“¹²

Die Erklärung epischer Katastrophen als Strafen Gottes ist allerdings kein Vorrecht christlicher Prädestinationslehren. Als Japan 2011 von einem verheerenden Erdbeben und einem Tsunami heimgesucht wurde, was in einem Atomkraftwerk zu einer Kernschmelze führte, bezeichnete Shintarō Ishihara, der Gouverneur von Tokio (ein ausgesprochener Nationalist), das Ereignis als göttliche Vergeltung (*tenbatsu*) für Japans Materialismus. „Wir brauchen einen Tsunami, um den Egoismus auszumerzen, der sich über eine lange Zeit hinweg wie Rost auf die Mentalität der Japaner gelegt hat“, erklärte er.¹³

Das neue »Wohlstandsevangelium«

In den letzten Jahrzehnten hat das amerikanische Christentum eine boomende neue Variante des Glaubens an eine Vorsehung hervorgebracht – das „Wohlstandsevangelium“ („prosperity gospel“). Angeführt von den Fernsehevangelisten und Predigern der größten Megakirchen des Landes lehrt sie, dass Gott den Glauben mit Wohlstand und Gesundheit belohnt. Das Wohlstandsevangelium versteht Gnade keineswegs als mysteriöse, unverdiente Gabe Gottes, sondern betont die Handlungsmacht und den Willen des Menschen. E. W. Kenyon, ein Evangelist des frühen 20. Jahrhunderts, der dieser Bewegung den Boden bereitete, forderte die Christen zu folgender Bekundung auf: „Gottes Vermögen ist mein. Gottes Stärke ist mein. Sein Erfolg ist mein. Ich bin ein Gewinner. Ich bin ein Eroberer.“¹⁴

Kate Bowler, eine Historikerin des Wohlstandsevangeliums, schreibt, dass seine Lehre in dem Satz „Ich bin gesegnet“ zusammengefasst werden könne – der Beleg dieses Segens sei, dass man gesund und wohlhabend ist.¹⁵ Joel Osteen, ein prominenter Evangelist des Wohlstands, dessen Kirche in Houston die größte Amerikas ist, erzählte Oprah Winfrey, „Jesus ist gestorben, damit wir im Überfluss leben können“.¹⁶ In seinem erfolgreichen Buch gibt er Beispiele für die Segnungen, die sich aus dem Glauben ergießen, darunter das Herrenhaus, in dem er lebt, und die Tatsache, dass er einmal bei einem Flug in die Business Class hochgestuft wurde.¹⁷ Es mag scheinen, dass ein Evangelium der Seligkeit Demut im Angesicht des glücklichen Zufalls wecken sollte und nicht die meritokratische Überzeugung, Gesundheit und Wohlstand seien Anzeichen von Tugend. Doch wie Bowler anmerkt, ist „gesegnet“ ein Ausdruck, der den Unterschied zwischen Geschenk und Belohnung verwischt. „Es kann ein Ausdruck purer Dankbarkeit sein. ,Gott, ich danke dir. Ich selbst hätte das nicht gewährleisten können.‘ Doch es kann auch implizieren, dass es verdient war. ,Ich danke mir. Dafür, dass ich

¹² Falwell zit. in Laurie Goodstein, After the Attacks: Finding Fault, in: „The New York Times“, 15.9.2001.

¹³ Devin Dwyer, Divine Retribution? Japan Quake, Tsunami Resurface God Debate, „ABC News“, 18.3.2011, www.abcnews.go.com; Harry Harootunian, Why the Japanese don't trust their government, in: „Le Monde diplomatique“, 4/2011, www.mondediplo.com.

¹⁴ Kenyon zit. in Kate Bowler, Death, the Prosperity Gospel and Me, in: „The New York Times“, 13.2.2016; vgl. Kate Bowler, Blessed: A History of the American Prosperity Gospel, New York 2013.

¹⁵ Bowler, Death, the Prosperity Gospel and Me, a.a.O.

¹⁶ Osteen zit. in Bowler, ebd.

¹⁷ David Van Biema und Jeff Chu, Does God Want You to Be Rich?, in: „TIME“, 10.9.2006.

Sandel - Wer reich und mächtig ist, ist gut. Die Tyrannie der Leistung (Blätter)

die Art von Mensch bin, die es hinbekommt.‘ Es ist ein perfektes Wort für eine amerikanische Gesellschaft, die sagt, sie glaube daran, dass der amerikanische Traum auf harter Arbeit und nicht auf Glück beruht.“¹⁸

Obwohl „nur“ etwa eine Million Amerikaner die Megakirchen besuchen, die das Wohlstandsevangelium predigen, trägt dessen Übereinstimmung mit dem amerikanischen Glauben an Strebsamkeit und Selbsthilfe dazu bei, dass es breiteren Einfluss hat. Eine Umfrage der Zeitschrift *TIME* fand heraus, dass fast ein Drittel der amerikanischen Christen der Aussage zustimmt: „Wenn du dein Geld Gott gibst, wird Gott dich mit mehr Geld segnen“. 61 Prozent glauben, „Gott wünscht, dass die Menschen reich sind“.¹⁹

Zu Anfang des 21. Jahrhunderts war das Wohlstandsevangelium mit seinem Aufruf zu harter Arbeit, Aufstieg und positivem Denken nur schwer vom amerikanischen Traum zu unterscheiden. „Die Wohlstandsbewegung gab den Amerikanern nicht nur ein Evangelium, das einer Nation von Selfmade-Männern würdig war“, schreibt Bowler. „Sie bekräftigte die ökonomischen Grundstrukturen, auf denen der individuelle Unternehmergeist stand.“ Und sie bestärkte die Überzeugung, dass Wohlstand ein Zeichen von Tugend sei. Wie frühere Erfolgs-Evangelien traute sie dem Markt zu, „Belohnungen und Strafen im Glück oder im Scheitern zu verteilen. Der Tugendhafte würde reich entlohnt, während der Lasterhafte am Ende straucheln würde.“²⁰ Der Reiz des Wohlstandsevangeliums besteht teilweise darin, dass es „die Verantwortung des oder der Einzelnen für das eigene Schicksal“ betont. Das ist eine aufregende, ermächtigende Vorstellung. Theologisch gesehen versichert es, dass Erlösung eine Errungenschaft ist, etwas, das man sich verdienen kann. Weltlich gesprochen gibt es den Menschen Zuversicht, dass sie durch Anstrengung und Glauben Gesundheit und Wohlstand erlangen können. Es ist kompromisslos meritokratisch. Wie bei allen Versionen meritokratischer Ethik ist seine übersteigerte Vorstellung der individuellen Verantwortung erfreulich, solange die Dinge gut laufen, aber demoralisierend und sogar strafend, wenn es schlecht läuft. Nehmen wir die Gesundheit. Was könnte stärkender sein als die Überzeugung, unsere Gesundheit liege in unserer Hand, Kranke könnten durch Gebete geheilt werden, Leiden könnten vermieden werden, wenn wir richtig lebten und Gott liebten? Doch diese übersteigerte Selbstverantwortung hat eine Kehrseite: Wenn uns eine Krankheit befällt, ist das nicht nur Pech, sondern ein Urteil über unsere Tugend. Selbst der Tod fügt dem Schaden noch die Kränkung hinzu. „Wenn ein Gläubiger erkrankt und stirbt“, schreibt Bowler, „haftet Scham an der Trauer. Die geliebten, verlorenen Menschen sind genau das – diejenigen, die die Glaubensprüfung nicht bestanden haben.“²¹

Das unfreundliche Gesicht der Denkungsart des Wohlstandsevangeliums zeigt sich in der Debatte um die Gesundheitsfürsorge.²² Als Donald Trump und die Republikaner im Kongress versuchten, Obamacare abzuschaffen, argumentierten sie oftmals, ihre marktfreundliche Alternative würde den Wettbewerb steigern und Kosten verringern, während sie Menschen mit bereits existierenden Erkrankungen schützte. Doch Mo Brooks, ein konservativer republikanischer Kongressabgeordneter aus Alabama, brachte ein anderes Argument vor. Er gab zu, dass der Plan der Republikaner jenen Menschen mit größeren gesundheitlichen Problemen höhere Beiträge abverlangen würde. Doch das sei nichts Böses, sondern eine Tugend, weil es diejenigen belohnen würde, die ein gutes Leben führten. Den Versicherungsunternehmen zu erlauben, von Menschen mit höheren Gesundheitskosten höhere Prämien einzutreiben, sei nicht

¹⁸ Bowler, Death, the Prosperity Gospel and Me, a.a.O.

¹⁹ Bowler, Blessed, a.a.O., S. 181; Umfrageresultate in: Biema und Chu, a.a.O.

²⁰ Bowler, Blessed, a.a.O., S. 226.

²¹ Bowler, Death, the Prosperity Gospel and Me, a.a.O.

²² Siehe: Vann R. Newkirk II, The American Health Care Act’s Prosperity Gospel, in: „The Atlantic“, 5.5.2017. Sandel - Wer reich und mächtig ist, ist gut. Die Tyrannie der Leistung (Blätter)

nur kosteneffizient, sondern moralisch gerechtfertigt. Die höheren Beiträge der Kranken würden die „Kosten für diejenigen [reduzieren], die richtig leben; sie sind gesund, sie haben etwas unternommen, um ihren Körper gesund zu erhalten. Und zurzeit sind genau das die Leute – die alles richtig gemacht haben -, die zusehen müssen, wie ihre Kosten in die Höhe schießen.“²³ Der Vorwurf des Abgeordneten gegen Obamacare wiederholt die harte meritokratische Logik, die sich von den Puritanern bis zum Wohlstandsevangelium zieht. Wenn Wohlstand ein Zeichen der Erlösung ist, dann ist Leiden ein Zeichen der Sünde. Diese Logik ist nicht zwangsläufig an religiöse Annahmen geknüpft. Sie ist vielmehr ein Merkmal jeder Ethik, die sich menschliche Freiheit als uneingeschränkte Ausübung des Willens vorstellt und den Menschen eine umfassende Verantwortung für ihr Schicksal zuschreibt.

Unsere Gesundheit liegt in unserer Hand

Als Obamacare 2009 erstmals debattiert wurde, schrieb John Mackey, der Gründer von Whole Foods, im *Wall Street Journal* einen Gastkommentar, in dem er sich gegen ein Recht auf Gesundheitsfürsorge aussprach. Seine Argumentation stützte sich nicht auf religiöse, sondern auf libertäre Annahmen. Und doch behauptete er wie die Prediger des Wohlstandsevangeliums eine strapaziöse Vorstellung individueller Verantwortung und meinte, gute Gesundheit sei vor allem unser eigenes Werk. „Viele unserer Probleme mit der Gesundheitsfürsorge sind selbst verschuldet: Zwei Drittel der Amerikaner sind inzwischen übergewichtig, und ein Drittel ist fettleibig. Die meisten der Krankheiten, die uns töten und etwa 70 Prozent der Gesamtausgaben für das Gesundheitssystem ausmachen – Herzerkrankungen, Krebs, Schlaganfälle, Diabetes und Fettleibigkeit -, sind zumeist mittels richtiger Ernährung, körperlicher Ertüchtigung, Nichtrauchen, minimalem Alkoholkonsum und anderen Entscheidungen für eine gesunde Lebensführung zu verhindern.“²⁴ Viele von denen, die das Opfer schlechter Gesundheit würden, meinte er, könnten nur sich selbst die Schuld geben. Es liege nicht an ihrem fehlenden Glauben an Gott, sondern an der fehlenden Beachtung wissenschaftlicher und medizinischer Belege, die zeigten, dass eine auf Pflanzen basierende, fettarme Ernährung „dazu beiträgt, die meisten degenerativen Krankheiten, die uns umbringen und teuer zu behandeln sind, zu verhindern und häufig rückgängig zu machen. Wir sollten imstande sein, weitgehend frei von Krankheiten zu leben, bis wir 90 oder gar 100 Jahre alt sind.“ Obwohl er nicht ausdrücklich behauptete, dass diejenigen, die krank werden, ihre Krankheit verdient hätten, bestand er darauf, dass diese Leute keine Hilfe von ihren Mitbürgern erwarten sollten. „Wir alle sind für unser eigenes Leben und unsere eigene Gesundheit verantwortlich.“²⁵

Für Mackey wie für die Prediger des Wohlstandsevangeliums ist gute Gesundheit ein Zeichen von Tugend – ob man ihr nun in den Sitzreihen einer Megakirche oder in den Seitenaltären der Bio-Produkte von Whole Foods nachgeht. Gesundheit und Wohlstand als Angelegenheiten von Lob und Tadel anzusehen ist eine meritokratische Sicht auf das Leben. Sie gesteht dem Glück oder der Gnade nichts zu und meint, wir seien für unser Schicksal absolut selbst verantwortlich; alles, was geschieht, ist Belohnung oder Strafe für die Art, in der wir leben. Dieses Denken feiert eine umfassende Ethik des Könnens und der Kontrolle und lässt meritokratische Überheblichkeit aufkommen. Sie führt die Erfolgreichen zu der Überzeugung, sie leisteten „Gottes Werk“, und veranlasst sie, auf die Opfer des Unglücks – Wirbelstürme, Tsunamis, schlechte Gesundheit – hinabzuschauen und ihnen die Schuld für ihren Zustand zu

²³ Brooks zit. in Newkirk, ebd., sowie in Jonathan Chait, Republican Blurts Out That Sick People Don't Deserve Affordable Care, in: „New York Magazine“, 1.5.2017.

²⁴ John Mackey, The Whole Foods Alternative to Obama Care, in: „The Wall Street Journal“, 11.8.2009. Vgl. auch Chait, Republican Blurts Out That Sick People Don't Deserve Affordable Care, a.a.O.

²⁵ Mackey, ebd.

geben.

Diese Überheblichkeit findet sich jedoch nicht nur unter Konservativen des Wohlstandsevangeliums und libertären Kritikern des Wohlfahrtsstaats. Sie ist auch ein herausragendes Merkmal liberaler und progressiver Politik, gerade auch in der Außenpolitik.

Ein Beispiel dafür ist das rhetorische Mittel, Amerikas Macht und Wohlstand in Begriffen der Vorsehung zu erklären: als Folge seines von Gott festgelegten oder rechtmäßigen Status. In der Rede, die Hillary Clinton anlässlich ihrer Nominierung für die Präsidentschaftswahl 2016 hielt, verkündete sie: „Am Ende läuft es auf das hinaus, was Donald Trump nicht versteht: Amerika ist groß, weil Amerika gut ist.“²⁶ Während des Wahlkampfs verwendete sie derlei Formulierungen häufig, da sie die Wähler davon zu überzeugen versuchte, dass Trumps Versprechen, „Amerika wieder groß zu machen“, im Widerspruch zu seiner Gehässigkeit und Bestechlichkeit stehe.

Doch zwischen gut sein und groß sein besteht keine zwangsläufige Verbindung. Für Nationen wie für Einzelne ist Gerechtigkeit das eine, Macht und Reichtum das andere. Ein Blick auf die Geschichte zeigt, dass Großmächte nicht notwendigerweise gerecht und moralisch bewundernswerte Länder nicht notwendigerweise mächtig sind.

»Amerika ist groß, weil Amerika gut ist«

Die Redewendung „Amerika ist groß, weil Amerika gut ist“ ist inzwischen so vertraut geworden, dass wir ihre auf die Vorsehung gegründeten Vorannahmen vergessen. In ihr klingt die altehrwürdige Überzeugung nach, dass Amerika eine göttlich inspirierte Mission in der Welt habe, eine manifeste Bestimmung, einen Kontinent zu erobern oder die Welt für die Demokratie zu sichern. Doch selbst wo das Gefühl eines göttlichen Mandats auf dem Rückzug ist, wiederholen Politiker die Behauptung, unsere Größe leite sich aus unserer Güte ab.

Der Spruch selbst ist relativ neu. Der erste Präsident, der ihn benutzt hat, war Dwight D. Eisenhower, der ihn fälschlicherweise Alexis de Tocqueville zuschrieb – dem Autor des Klassikers „Über die Demokratie in Amerika“. In einer Rede von 1953 sprach Eisenhower von einem „klugen französischen Besucher, der nach Amerika kam“, um den Ursprung für den Erfolg des Landes zu suchen. Eisenhower zitierte den Besucher wie folgt: „Erst als ich in die Kirchen Amerikas ging und hörte, wie ihre Kanzeln vor Rechtschaffenheit lodern, verstand ich das Geheimnis ihres Genius und ihrer Macht. Amerika ist groß, weil Amerika gut ist – und wenn Amerika jemals aufhört, gut zu sein, wird es aufhören, groß zu sein.“²⁷ Obwohl diese Sätze in Tocquevilles Werk nicht auftauchen,²⁸ erwiesen sie sich bei nachfolgenden Präsidenten – besonders bei Republikanern – als beliebt. Die Präsidenten Gerald Ford, Ronald Reagan und George H. W. Bush verwendeten sie bei motivierenden Ansprachen – oft vor religiösem Publikum.²⁹ In einer Rede vor einer Versammlung christlicher Evangelikaler bezog sich Ro-

²⁶ Hillary Clinton, Address Accepting the Presidential Nomination at the Democratic Convention in Philadelphia, Pennsylvania, 28.7.2016, www.presidency.ucsb.edu.

²⁷ Dwight D. Eisenhower, Address at the New England ,Forward to ‘54‘ Dinner, Boston, Massachusetts, 21.9.1953, www.presidency.ucsb.edu.

²⁸ Vgl. John Pitney, The Tocqueville Fraud, in: „The Weekly Standard“, 12.11.1995, www.weeklystandard.com.

²⁹ Zählt man verschiedene Varianten des Zitats, so verwendete Gerald R. Ford es sechs Mal als Präsident. Ronald Reagan benutzte es zehn Mal, George H. W. Bush sechs Mal. Die Häufigkeit der Verwendung wurde berechnet mit Hilfe des online zugänglichen Dokumentenarchivs des American Presidency Project, University of California Santa Barbara, www.presidency.ucsb.edu/advancedsearch. Das Archiv enthält alle Reden und Bemerkungen aller Präsidenten und einige Wahlkampfreden von Präsidentschaftskandidaten, die das Amt nicht innehatten.

nald Reagan ausdrücklich auf die providenzielle Grundlage des Satzes: „All unser materieller Reichtum und all unser Einfluss sind auf unseren Glauben an Gott und das Fundament der aus diesem Glauben resultierenden Werte gegründet. Der große französische Philosoph Alexis de Tocqueville soll vor 150 Jahren angemerkt haben, dass Amerika groß sei, weil Amerika gut sei. Und wenn es je aufhöre, gut zu sein, werde es aufhören, groß zu sein.“³⁰

In den 1990ern begannen auch Demokraten, die bestrebt waren, ihre Redekunst mit spirituellen Anklängen zu füllen, den Satz zu zitieren. Als Präsident nutzte ihn Bill Clinton neun Mal; John Kerry und Hillary Clinton führten ihn beide während ihrer Präsidentschaftswahlkämpfe an.³¹

Erst in den 1990er und 2000er Jahren wurde auch die Rede von „der richtigen“ und „der falschen Seite“ der Geschichte zu Grundbestandteilen der politischen Rede, und dann vor allem bei den Demokraten. Präsident George W. Bush verwendete den Ausdruck nur ein Mal, als er vor Soldaten der US-Armee 2005 erklärte, die Terroristen im Nahen Osten würden „die Schlacht verlieren, weil sie auf der falschen Seite der Geschichte stehen“. Er fügte hinzu, dank der US-Invasion des Irak werde der Nahe Osten von der „Flut der Freiheit“ überspült. Ein Jahr später verteidigte sein Vizepräsident Richard Cheney in einer Ansprache auf einem Flugzeugträger den Irakkrieg und versicherte den US-Streitkräften, „unser Anliegen ist notwendig, unser Anliegen ist gerecht, und wir sind auf der richtigen Seite der Geschichte“.³²

Doch zumeist waren diese auftrumpfenden Phrasen eine Sache der demokratischen Präsidenten. Bill Clinton verwendete sie während seiner Präsidentschaft 25 Mal, Barack Obama 32 Mal. Obama nutzte sie gelegentlich wie Bush und Cheney, als er den Kampf gegen den radikalen islamischen Terrorismus beschrieb: „Al-Qaida und seine Ableger sind kleine Männer auf der falschen Seite der Geschichte“, verkündete er in einer Rede an der US-Militärakademie in West Point. Vor der U.S. Air Force Academy sagte er, die IS-Terroristen würden nie „stark genug sein, Amerika oder unsere Lebensart zu zerstören“, unter anderem deswegen, „weil sie nicht auf der richtigen Seite der Geschichte stehen“.³³

Die Behauptung, Amerika sei groß, weil es gut sei und auf der richtigen Seite der Geschichte stehe, ist die helle, erhebende Seite der Idee, dass Wirbelstürme die Strafe für Sünden sind. Es ist der auf eine ganze Nation angewandte meritokratische Glaube. Gemäß einer langen providenziellen Tradition ist weltlicher Erfolg ein Zeichen von Erlösung oder, säkular ausgedrückt, von Gutsein. Doch diese Art, Amerikas Rolle in der Geschichte zu interpretieren, stellt für Liberalen eine Herausforderung dar: Denn wenn reiche und mächtige Länder ihre Macht der eigenen Tugend verdanken – lässt sich das dann nicht auch von reichen und mächtigen Bürgern sagen?

Es ist in der Tat nicht einfach, die moralisierende, providenzielle Vorstellung zu übernehmen, nach der mächtige Nationen ihre Größe ihrem Gutsein verdanken, und gleichzeitig die moralisierende, meritokratische Vorstellung zu verwerfen, dass reiche Individuen ihr Vermögen ihrer Tugend verdanken. Wenn für Länder Macht Recht bedeutet, ließe sich das ebenso über das

³⁰ Ronald Reagan, Remarks at the Annual Convention of the National Association of Evangelicals in Columbus, Ohio, 6.3.1984, www.presidency.ucsb.edu.

³¹ Eine Recherche unter www.presidency.ucsb.edu/advancedsearch zeigt, dass John Kerry den Satz im Wahlkampf 2004 zumindest ein Mal verwendet hat; Hillary Clinton 2016 zumindest sieben Mal.

³² George W. Bush, Remarks to Military Personnel at Fort Hood, Texas, 12.4.2005; Richard B. Cheney, Vice President's Remarks at a Rally for Expeditionary Strike Group One, 23.5.2006.

³³ Barack Obama, Commencement Address at the United States Military Academy in West Point, New York, 22.5.2010; ders., Commencement Address at the United States Air Force Academy in Colorado Springs, Colorado, 2.6.2016.

„eine Prozent“ sagen. Moralisch wie theologisch stehen und fallen sie also nur gemeinsam – die Lehre von der geschichtlichen Vorbestimmtheit im Außenpolitischen ebenso wie die Meritokratie zu Hause.

Der Beitrag basiert auf dem jüngsten Buch des Autors, „Vom Ende des Gemeinwohls. Wie die Leistungsgesellschaft unsere Demokratien zerreißt“, das soeben im S. Fischer Verlag erschienen ist. Die Übersetzung stammt von Helmut Reuter.

Quelle: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 66 (2021), Heft 2, S. 71-80.